

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Henrich, Dieter
Nach dem Ende der Teilung

Über Identitäten und Intellektualität in Deutschland

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 1813
978-3-518-11813-9

es 1813
edition suhrkamp
Neue Folge Band 813

»Eine so gewaltige Anstrengung, wie es die Neubestimmung der Rolle Deutschlands in Europa ist, bedarf einer ebenso gewaltigen Selbstbesinnung, wenn sie vernünftigen Zielen dienen soll: So wendet Henrich einen Kerngedanken der klassischen deutschen Philosophie an, den vom notwendigen Einklang von Denken und Handeln« – so urteilte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* über das 1990 als Band 1658 in der edition suhrkamp erschienene Buch von Dieter Henrich, *Eine Republik Deutschland*. In dem neuen Buch von Dieter Henrich werden die Reflexionen aus dem erwähnten Band mit Texten aus den Jahren 1991 und 1992 aufgenommen und weitergeführt. Im Mittelpunkt stehen dabei Erwägungen, wie sich die Deutschen, als Volk und Nation, verstehen und wie sie sich aus diesem Verständnis heraus in ihrer neuen Rolle verhalten und bewähren können. Wie, so fragt Dieter Henrich, ist eine deutsche Identität im vielfältigen Sinne dieses Modeworts nach dem Ende der Teilung zu verstehen, und wie kann man einen Begriff von der Nation so bestimmen, daß sich Folgerungen für die Lage der deutschen Nation ergeben, die nicht auf Abwege führen? Das spezifische Kennzeichen der Reflexionen zur Beantwortung dieser Fragen liegt in dem Bemühen, immer zugleich von den Erfahrungen und Gesichtspunkten der Ost-Bürger aus zu denken und damit ihrem Verdienst für die Beendigung der deutschen Teilung gerecht zu werden.

Dieter Henrich
Nach dem Ende der Teilung

*Über Identitäten
und Intellektualität
in Deutschland*

Suhrkamp

2. Auflage 2015

Erste Auflage 1993

edition suhrkamp 1813

Neue Folge Band 813

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Leingärtner, Nabburg

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11813-9

Inhalt

Vorwort 7

- I. Deutsche Identitäten nach der Teilung 12
- II. Was ist die deutsche Nation? 69
- III. Die Krise der Universität im vereinigten
Deutschland 125
- IV. Das Ende einer Befangenheit? 157
- V. Die Philosophie im einen Deutschland 180

Anhang

- A. Nachträgliche Angst 207
- B. Warnzeichen für die Wissenschaftspolitik 210
- C. Kollisionen und Stummheit im Engpaß 219

Nachweise 233

Vorwort

Jeder Blick auf die europäische Landkarte zeigt, wie sehr sich die Situation der Deutschen mit dem Fall der Mauer verändert hat. Zuvor schien auf unabsehbare Zeit festgeschrieben, daß in der Mitte der mitteleuropäischen Landbrücke vier Staaten bestehen, von denen man sagen konnte, daß sie, wie immer in unterschiedlicher Weise, einem deutschen Kulturbereich zugehören. Österreich und die Schweiz, die südlichen von ihnen, waren mit offener Grenze als die beiden neutralen Staaten gegenüber den in Bündnisse eingebundenen deutschen Teilstaaten abgesetzt. Senkrecht zu dieser Grenze und zwischen den beiden deutschen Teilstaaten verlief aber die Weltgrenze der Machtbereiche zweier nuklearer Großmächte. Unter solchen Bedingungen hatten viele Fragen keine besondere Dringlichkeit, die inzwischen unabweisbar geworden sind. Die Minderung der Spannung zwischen den beiden Weltmächten und die Abwendung der Gefahr des Krieges und der nuklearen Katastrophe, die er auslösen würde, waren die alles beherrschende politische Aufgabe. Hinter ihr hatte die Besinnung auf die Situation der Deutschen im Europa nach dem Zweiten Weltkrieg auch in deren eigenem Interesse zurückzustehen.

Nun aber leben die Deutschen der Gebiete von Bismarcks Staatsgründung wieder innerhalb eines Staates, der, ob sie es wollen oder nicht und obwohl sie es nicht mehr gewohnt sind, von außen als Nationalstaat angesehen werden muß. Zugleich finden sie sich erneut in der Mittellage zwischen den westlichen Republiken und den slawischen Völkern und Nationen. Diese ihrerseits müssen sich auf die Deutschen beziehen und auch stützen, um in ihrer neu gewonnenen Freiheit zu Stabi-

lität, zu Wohlstand und zu einem Platz in einer europäischen Ordnung zu finden, deren Konturen sich nur allmählich abzeichnen werden. Was sich für Polen und Franzosen überall von selbst versteht, ist damit zu einer Frage geworden, die auch für die Deutschen gestellt ist und die von ihnen beantwortet werden muß: Wie sie sich als Volk und als Nation ansehen und wie sie sich aus diesem Verständnis heraus in ihrer neuen Rolle verhalten und bewähren können. Angesichts der Katastrophengeschichte ihrer jüngsten Vergangenheit ist mit dieser Nachfrage begründete Besorgnis ebenso verbunden wie eine Schwierigkeit von erster Größenordnung.

Es möchte scheinen, daß die politische Einigung Westeuropas einen glücklichen Ausweg aus dieser Schwierigkeit anbietet, womöglich auch eine bequeme Aussicht, aus der neu gewonnenen Verantwortung wieder in die gewohnte Rolle eines Protektorats größerer Mächte zurückzukommen. Die Politiker des deutschen Bundesstaates erklären darum auch, so als wäre es ein Gemeinplatz, beinahe unisono, daß wir auf dem Weg zu einem Europa sind, in dem Regionen oder Länder, nicht Nationen, die tragenden Grundeinheiten sind. Aber die Probleme und die Stockungen, in die der europäische Einigungsprozeß gerade eben hineingleitet, haben doch wohl deutlich werden lassen, daß dieser Prozeß nur aus der Einsicht und dem Wollen der Nationen heraus zu dem guten Ziel geführt werden kann, in dem sich zu Recht so viele Hoffnungen konzentrieren. Daraus ergibt sich ein zweiter und ganz anderer Grund, zusammen mit der Klärung dessen, was Nationen sind und was sie heute und in der europäischen Zukunft bedeuten, auch die Frage nach den Deutschen als Volk und Nation zu stellen.

Ihr nachzugehen liegt aber auch allein schon deshalb nahe, weil mit den Demonstrationen der Ost-Bürger, die uns über die deutsche Teilung hinweggebracht haben, und mit der Parole ›Wir sind ein Volk‹ eben diese Frage wieder auf die Ta-

gesordnung gekommen ist. Die mühsam genug gewonnene eine Republik Deutschland bedarf der Klarheit darüber, wie die staatliche Einheit der Bürger zu der nationalen Einheit, die nun de facto wieder besteht, ins Verhältnis zu setzen ist. Es gibt, wie sich zeigen soll, gute Gründe dafür, die Stabilität der ersten in der zweiten, wird sie nur recht verstanden, eine Stütze finden zu lassen. Diese Stütze könnte wohl auch dann einige Tragkraft haben, wenn es darum geht, die deutsche Republik nach Möglichkeit von kritikwürdigen Zügen und Zuständen zu befreien. In jedem Falle aber wäre es unklug und schädlich, ein so wichtiges und über lange Zeit zu oft gemiedenes Thema weiterhin denen allein zu überlassen, die in ihm einen willkommenen Anlaß dazu finden, die deutsche Republik als solche anzugreifen und womöglich erneut zu beschädigen.

Solche Überlegungen haben mich veranlaßt, den Einladungen zu folgen, eine Antwort auf diese Frage zu suchen und sie in Umrissen vorzutragen. Daraus sind die beiden ersten der folgenden Texte hervorgegangen. Sie behandeln, mit einem gewissen, aber möglichst gering gehaltenen Aufwand an Theorie, zwei weitere, mit der Hauptfrage eng verbundene Fragen: Wie eine deutsche Identität im vielfältigen Sinn dieses Modewortes nach dem Ende der Teilung zu verstehen ist und wie man einen Begriff von der Nation so bestimmen kann, daß sich Folgerungen für die Lage der deutschen Nation ergeben, die nicht auf Abwege führen.

Auch die nachfolgenden Texte wurden aufgrund von Einladungen geschrieben. In ihnen ist, unter mehreren Aspekten, die Zukunft eines intellektuellen Lebens in Deutschland das Thema. Ich gehe dabei von der schon lange vor dem Ende der Teilung formulierten Meinung aus¹, daß während der Teilung die Produktivität dieses Lebens auch in der westlichen Bun-

¹ Vgl. *Befangenheit in der Teilung*, in: D. Henrich, *Konzepte. Essays zur Philosophie in der Zeit*, Frankfurt/M. 1987, S. 93 ff.

desrepublik unter einer Einschränkung litt, die mit der Lage des westlichen Teilstaats an einer Weltgrenze zusammenhing und die man als Befangenheit beschreiben muß. Dies zu sehen ist durchaus vereinbar mit der Beobachtung, daß es während der Jahrzehnte des Teilstaats zu einer größeren Weltläufigkeit der Rezeption und zur Aufnahme von zuvor verdrängten Ausprägungen deutscher Intellektualität wirklich gekommen ist. Die Bundesrepublik wurde auch auf diese Weise in viel höherem Maße als zuvor in die westliche Zivilisation eingebunden. Doch sind die originären Beiträge zu ihr spärlich geblieben. Aus Eigenem erworbene Perspektiven auf die Weltlage als ganze, deren man gerade in Deutschland nun so sehr bedarf, haben kaum aufkommen wollen.

Ich denke, daß wir eine Aussicht darauf haben, daß sich dies mit dem Ende der deutschen Teilung ändern wird. Auch das war ein guter Grund dafür, die Vereinigung der deutschen Staaten zu begrüßen. Dieser Grund ist auch keineswegs mit den teils leidigen, teils harten und dramatischen Folgen der Anpassungskrise entfallen, in die der Vereinigungsprozeß zunächst einmal hineingeraten ist. Diese Krise ist vorauszu- sehen gewesen.² Schon allein deshalb läßt sich die Freude über das Ende der deutschen Teilung nicht nachträglich als Euphorie denunzieren. Das Gewicht eines historischen Prozesses darf man nicht nur im Blick auf die Folgen erwägen, die er in irgendeiner seiner Phasen zeitigt, zumal sie sich in Deutschland aus Defekten und Defiziten ergeben, die auf beiden Seiten der Mauer lange vor deren Fall eingetreten waren.

Einer der folgenden Texte bemüht sich darum, über die Lage der Intellektuellen in der westlichen Bundesrepublik und über das Ausmaß der Veränderung Rechenschaft zu geben, die auch für sie mit dem Ende der deutschen Teilung ein-

² Vgl. D. Henrich, *Eine Republik Deutschland. Reflexionen auf dem Weg aus der deutschen Teilung*, Frankfurt/M. 1990, S. 23 f., 36 ff. Die Reflexionen dieses Bandes werden mit den im folgenden publizierten Texten fortgeführt.

getreten ist. Eine der wichtigen Voraussetzungen dafür, daß die damit verbundene Aussicht nicht verspielt wird, ist es, daß der Verfall der auf Wissen beruhenden höheren Bildung und also des Systems der Universitäten in Deutschland aufgehoben und in eine Entwicklung zum Besseren umgewendet wird. Dazu hätte das Ende der deutschen Teilung gleichfalls eine Gelegenheit geben sollen, die auch noch nicht als bereits gänzlich verloren gelten muß. So analysiert einer der folgenden Texte die Krise der Universität im vereinigten Deutschland. Ein weiterer Text befaßt sich mit der Lage und mit Aufgaben der Philosophie im vereinigten Deutschland. In einem Anhang sind noch drei weitere Texte zusammengestellt, die sich mit der Verlaufsform der akademischen Wiedervereinigung und mit anderen Facetten der Befindlichkeit der Deutschen befassen, wie sie aus Anlaß des zweiten Golfkrieges deutlich geworden sind. Diese Texte sind mehr als die Haupttexte des Bandes an die Zeit und den Anlaß ihres Erscheinens gebunden.

Allen Beiträgen ist es gemeinsam, daß sie sich darum bemühen, immer zugleich von den Erfahrungen und den Gesichtspunkten der Ost-Bürger aus zu denken und damit möglichst jederzeit ihrem Verdienst für die Beendigung der deutschen Teilung gerecht zu werden. Gern würde ich auch dem einen oder anderen der Ost-Bürger zur Ermutigung geschrieben haben. Denn in dem, wie sich die eine Republik Deutschland in Zukunft versteht, darstellt und entwickelt, und in dem intellektuellen Leben, das sich in ihr entfalten soll, wird den Ost-Bürgern in ganz anderem Maße, als es während der Anpassungskrise möglich ist, eine Stimme und eine bedeutende Rolle zuwachsen.

München im November 1992

Dieter Henrich

Deutsche Identitäten nach der Teilung

I. Defizite der Verständigung

Über lange Zeiten ihres Bestehens suchen Völker keine Orientierung darüber, was ihnen eigentümlich ist und wodurch sie sich von anderen unterscheiden. Denn die vergleichende Charakteristik ist mit den Lebensbedürfnissen der Völker nicht in der Weise verbunden, in der das Geometrie und Astronomie, Medizin, Rechtslehre und Architektur und schließlich sogar die Metaphysik wirklich gewesen sind. Die komparative Völkerkunde ist darum auch erst spät entstanden, bei handeltreibenden Völkern und in halbwegs befriedeten Großräumen, in denen viele Völker miteinander umgingen. Dort gab es auch die Vorgestalten des Reisenden, der zugleich durch die Mitteilung seiner Beobachtungen einer Neugier am Fremden entsprechen konnte, die allgemeiner zu werden begann.

Im Leben des Einzelnen verhält es sich nicht anders. Erst spät greift in es ein reflektiertes Wissen von den eigenen Besonderheiten ein. Zunächst machen die Fragen nach dem Tunlichen, dem Erreichbaren und auch dem Rechten und Guten den ganzen Umkreis seines Orientierungswissens aus. Auch aus diesen Weisen des Wissens können sich feste Traditionen bilden, die zur Abgrenzung gegen Freunde und Feinde genügen. Und auch auf sie können sich Ansprüche gründen gegenüber denen, die in sie hineinwachsen sollen oder die etwa aus ihnen ausbrechen wollen. Im Grunde muß es auch immer dabei bleiben. Denn das bloße Ausagieren von dem, was jeweils einen von den anderen nur unterscheidet, liefe zuletzt auf einen Autismus hinaus, der mit dem im Widerstreit stünde,

was dem menschlichen Leben seine Form gibt: die Welt und die gemeinsamen Lebensbedingungen in ihr im Blick zu haben und so zu einem Leben zu finden, das der Mensch zu führen, nicht geschehen zu lassen hat. So muß er, unangesehen der ihm ebenso wesentlichen Reflektiertheit, den Problemen, die ihm dies Leben in allen seinen Dimensionen aufgibt, immer zuerst zugewandt sein.

Aber es gibt doch, für Einzelne wie für Kollektive und Völker, Situationen, in denen die Verständigung über ihre Eigenart vordringlich wird. Sie treten ein, wenn an einem Kreuzweg die Richtung bestimmt werden muß, die Leben und Handeln einzuschlagen haben, ohne daß dabei Bewährtes oder ohne weiteres Einsichtiges noch eine hinreichend sichere Anleitung gibt. Eine solche Selbstverständigung wird um so dringlicher, wenn mit eigenen Schwächen und mit den Folgen, die sie haben, Erfahrungen schon gemacht worden sind und wenn diese Schwächen zu Ansinnen, Vorhaltungen und Besorgnissen Anlaß geben, die von außen unüberhörbar laut werden, so daß sie, aus Einsicht oder aus bloßem Kalkül, ernsthaft in Rechnung zu stellen sind. Diese Dringlichkeit erhöht sich weiter, wenn ein Wandel der Lebensverhältnisse eingetreten ist, der dazu führt, auf neue Weise mit der eigenen Lebensgeschichte konfrontiert zu sein, und wenn dies an widersprüchliche Vorgaben für ein Selbstbild im eigenen Handeln erinnert – womöglich auch an Katastrophen, die fehlgehende oder verworrene Lebensorientierungen längst schon nach sich gezogen haben. In solchen Situationen wird auch für die, die von einem Bewußtsein, das man ›geschichtlich‹ nennen könnte, noch gar nicht berührt zu sein scheinen, die Frage danach unabweisbar, worauf sich die Kontinuität und die verlässliche Aussicht ihres Lebens in Zukunft gründen sollen und aus welcher Orientierung sie sich und die Nachkommenden von den Bedrohungen, die von ihnen selbst ausgegangen sind, in andauernder Bemühung losmachen können. Fragen nach der

Bestimmung der eigenen Identität sind dann nicht mehr nur solche einer zweiten Stufe; sie werden nicht nur in rückschauender Besinnung oder aus einer Distanz zu sich gestellt, die der Außenperspektive von Biographen und Therapeuten entspricht. Sie kommen vielmehr im Zentrum des Lebens selbst auf und können nur bei Gefahr der Schädigung dieses Lebens niedergehalten oder beiseite geschoben werden.

Solche Überlegungen sind dazu geeignet, auch etwas von der Situation zu verdeutlichen, die für die Deutschen mit dem Ende ihrer Teilung eingetreten ist. Als der Krieg Hitlers zu Ende ging, waren sie von physischer und seelischer Not überschwemmt, eine Situation, in der wohl ein Bewußtseinswandel geschehen kann, aber eben doch keine Situation für eine freie Besinnung, die nicht von alltäglichem Handlungszwang dominiert sein dürfte. Während der folgenden Jahrzehnte waren sie, ohne viel davon zu wissen, bestimmt von dem Gegensatz zwischen den Interessen und den politischen Normierungen und Ideologien der beiden Großmächte, deren Hauptgrenzlinie nun das Land zerschnitt. Zur Verwunderung der ehemaligen Feinde im Westen fiel die Option der Menschen für die von diesem Westen angebotene, aber eben doch auch mild oktroyierte politische Perspektive überzeugender aus, als nach den Erfahrungen der vorausgegangenen Jahrzehnte zu erwarten gewesen war. Es mag sein, daß dabei die Abwehr gegen ein anderes und durchaus auf Gewalt begründetes System, das sich im Lande einzurichten versuchte und das zu fürchten man längst Grund hatte, der eigentlich bestimmende Faktor war. Doch wirkte er zusammen mit den unabweisbaren Schlußfolgerungen, die aus den Verfehlungen der eigenen jüngsten Geschichte zu ziehen waren, die in ihrem ganzen Ausmaß erst mit dem Kriegsende vollständig offenlagen. In der Beschämung über die nunmehr manifest gewordene eigene Vergangenheit und in der Alternativlosigkeit, die aus der Besetzung des Landes und seiner Situation an der

Weltgrenze hervorging, begann der Prozeß der Ausbildung der republikanischen Institutionen.

Man muß ihn wohl vor allem als einen Prozeß der Eingewöhnung beschreiben. Erst über Jahrzehnte sich auch im Wohlstand bewährender Praxis und einer Erweiterung der Erfahrung, die das nunmehr reisefreudige Volk mit seinen Nachbarn machte, wurde die Option für die republikanische Freiheit dauerhaft gedeckt und gestützt von einer entspannten und zugleich beweglich gewordenen Gesinnung und Verhaltensart. Dabei war nicht zu übersehen, daß über diesen langen Weg hinweg, den die westlichen Deutschen zurücklegen konnten, noch immer die Außenstützung durch das Protektorat der amerikanischen Schutzmacht eine nicht wegzudenkende Determinante gewesen ist. Daß sie bald unauffällig wurde, lag wiederum an der weltweiten Wirkung der amerikanischen Popularkultur, die gerade im westlichen Deutschland besonders schnell und ungehemmt eintrat. Die Deutschen standen auf diesem Weg niemals vor einer Wegscheide, an der die Gestaltung ihrer Zukunft allein ihrer eigenen Einsicht überantwortet war.

Mit dem Ende der deutschen Teilung ist diese Phase der Geschichte des Landes abgeschlossen. Es gibt zwar keinen Anlaß zu einer neuen Kursbestimmung, bei der auch der grundlegende Richtungssinn in Frage stünde. Die Optionen für das politische und für das ökonomische System und für das Programm der Bildung einer europäischen Einheit sind nicht nur de facto festgelegt. Sie sind allesamt auch, in einem ganz anderen Sinn und unzweideutiger als zuvor, durch den Willen der Bewohner der DDR bestätigt, die diesen Willen unter Risiko bekundeten. Daß die Teilung des Landes beendet wurde, war zudem selbst eine Folge dessen, daß die Alternativen, die aus dem Osten angeboten und aufgedrängt worden waren, schließlich von dessen Machtzentrale selber in Frage gestellt und aufgegeben worden sind. Aber mit dem Ende der Teilung

und dem Gewinn der wirklichen Souveränität ist doch eine Orientierungsaufgabe anderer Art gestellt. Zum einen müssen die Erfahrungen zweier Teile des Landes, die nicht nach ihrer Bevölkerungszahl, wohl aber ihrer historischen Bedeutung nach als gleichgewichtig anzusehen sind, zu einer Lebensgemeinschaft in der nunmehr einen Republik zusammenwachsen. Zum anderen muß diese Republik in die Mittellage zwischen den europäischen Völkern zurückfinden, aus der sich Profil und Rolle der Deutschen seit dem Ende des Römischen Reiches, im Bösen wie im Guten, mehr als aus irgendeinem anderen Faktor herausgebildet haben.

Es ist zwar möglich, auch dies noch den Kräften zu überlassen, die bei Wandlungen solcher Art ohnedies zur Wirkung kommen. Man könnte dann nach einem guten Jahrzehnt und zu Beginn des neuen Jahrtausends zusehen, ob und inwieweit sich die Befindlichkeit der Deutschen verwandelt hat oder ob sie im ganzen nur auf das hinausläuft, was aus der Durchschnittsmenge der alten Bundesbürger im offenen europäischen Markt ohnedies geworden wäre. Das möchte wohl auch dem entsprechen, was diese Bürger selbst, eher unwillig gegenüber Besinnungsaufgaben, zu denen sie kaum je aufgestört worden sind, am liebsten geschehen sähen. Doch wird es immerhin hinreichend viele unter ihnen geben, denen das Bewußtsein von der veränderten Lage auch das Bedürfnis unabweisbar macht, sich darüber zu verständigen, wie sie sich in ihren Erinnerungen und Orientierungen am angemessensten beschreiben und verständigen können auf dem Wege ihres Landes in eine Zukunft, die um ebensoviel erfreulicher wie durch schwierigere Rollen und Verantwortungen auch beladener sein wird als während der vier Jahrzehnte der Bundesrepublik unter der deutschen Teilung.

Von den Menschen im anderen der beiden Landesteile ist dagegen ohne weiteres anzunehmen, daß sie an einer solchen Orientierung ein wesentliches, zumindest ein, wie in marx-

stischer Sprache zu sagen war, ›objektives‹ Interesse haben. Unter den Lasten der Einpassung in das westliche Wirtschaftssystem, das ihnen nicht mehr nur von fern und so vor allem mit seinen anziehendsten Seiten begegnet, mag sich dies Interesse kaum noch zu Wort melden. Aber die neuen Bürger, ohne deren Wille kein Ausweg aus der Teilung herausgeführt hätte, sind sich auf diesem Weg auch dessen bewußt geworden, daß sie einem Volk angehören. Sie müssen wissen wollen, was das heißt und was sie spezifisch beitragen können dazu, daß sich das Profil dieses Volkes sowohl zu seiner Lebensgemeinschaft als auch zu seinem neuen politischen Gewicht frei von den vielgestaltigen Deformationen seiner Vergangenheit umbildet und geltend macht.

Daraus allein ergibt sich aber für die, die das Land repräsentieren, und für die meinungsbildenden Kräfte in ihm die Pflicht, sich selbst der Aufgabe jener Orientierung zu unterziehen. Nur aus ihr kann die Fähigkeit hervorgehen, sich denen, die aus vielen und heterogenen Gründen ihrer selbst in dem aus der Teilung entkommenen Lande unsicher geworden sind, in einer Sprache darzustellen, in der sich auch eine Selbstbeschreibung der Deutschen und ihrer Möglichkeiten ausdrückt – statt nur mit einem ziemlich kurzatmigen Pragmatismus, der im Untergrund von Hilflosigkeit und Ängstlichkeit geprägt und der gegen Dimensionen solcher Verständigung nur abgeschottet ist.

Von Beginn etwa der zweiten Hälfte der Zeit der Bundesrepublik unter der Teilung an sind Fragen nach der Identität der Deutschen vielfach aufgeworfen und erörtert worden. Damit wurde dem Gefühl entsprochen, daß die Nachkriegszeit, in der das Wissen von den selbstverschuldeten Katastrophen in das Bewußtsein der Überlebenden allererst auf Dauer aufzunehmen war, allmählich auf irgendein, wenn auch noch unabhsehbares Ende zuzuging. Und darin kam auch das Bedürfnis zum Ausdruck, sich dessen zu vergewissern, was auf den Fort-

bestand einer Einheit der Deutschen als Nation und in ihrer Geschichte in einer womöglich auf Dauer gestellten politischen Teilung hoffen lassen könnte. Diese Überlegungen standen in einem Zusammenhang mit dem politischen Handeln als solchem, das seit der Ostpolitik seinerseits von dieser Aufgabe angeleitet gewesen ist. Aber so wie diese Politik war die Verständigungsaufgabe auf sehr lange Fristen eingestellt. Es fehlte ihr jener Grad von Dringlichkeit, der nun mit dem Ende der Teilung eingetreten ist, auf das sich die Politik in keiner Weise vorbereitet hatte. Und darum fehlte ihr auch die neue Komponente, die sich daraus ergibt, daß, was vor allem not tut, die Besinnung auf die Hauptzüge einer deutschen Identität aus der Perspektive derer ist, die von der Zumutung der Fiktion eines sozialistischen Vaterlands freigekommen sind und die sich nun als die weniger begünstigten und von den Begünstigten vielleicht sogar wenig erwünschten Mitbürger in einem mit seiner strapazierten Marktwirtschaft beinahe allein beschäftigten Lande wiedergefunden haben. Wo heute Fragen nach der Identität der Deutschen in ihrer Geschichte und in der europäischen Zukunft gestellt werden, wird die Perspektive der Ost-Bürger die *eigentlich maßgebende* zu sein haben – auch dann, wenn sie natürlich nicht die einzige sein kann, die in die Erwägungen einbezogen ist.

Wenn sich ein Philosoph zu diesen Fragen äußern soll, so kann er dabei eine Fachkompetenz vor allem einbringen in Beziehung auf den Gebrauch des Identitätsbegriffes als solchen. Dieser Gebrauch ist längst schon allgemein geworden und doch, von den meisten dunkel bemerkt, von Vieldeutigkeit belastet. Darauf soll im folgenden auch eingegangen werden. Darüber hinaus kann der Philosoph etwa nur noch geltend machen, daß Philosophie eines der kulturellen Exportgüter der Deutschen ist, das weiterhin in vielen Ländern ziemlich lebhaft nachgefragt wird. Dabei begegnen die, die als Lehrer der Philosophie in die Nachfrage einbegriffen sind, im nahen

und vor allem im fernen Ausland manchmal zwar stereotypen, oft aber gut und lange erwogenen Meinungen über die besondere Physiognomie der Deutschen und über die Traditionen deutscher Sprache und Kultur. Spätestens auf diesem Umweg wird man also in ein reflektiertes Verhältnis auch zu solchen Aspekten in der Bedingtheit des eigenen Nachdenkens hineingezogen. Im übrigen ist es selbst ein Zug dieser Traditionen, daß deutsche Theoretiker seit Herder und Fichte bis zu Jaspers und Plessner über die Wurzeln und die Geschicke der Verständigungsart in dem Land und der Sprache, welche die ihren waren, auf ziemlich profunde Art nachgedacht haben.

Bevor Gesichtspunkte voneinander unterschieden werden, die einen jeweils anderen Gebrauch der Rede von einer Identität ergeben, soll noch festgehalten werden, daß sich die Deutschen in einer Situation befinden, in der ihnen drei identitätsrelevante Aufgaben gestellt sind: erstens die Wiedergewinnung eines Lebenszusammenhanges im ehemals geteilten Land; zweitens die Verwandlung oder die verwandelte Aneignung von Traditionslinien, die in den getrennten Teilen auf ganz verschiedene Weise aufgerufen worden sind, so daß nun eine einzige Republik, die sich der Verfehlungen in der bisherigen Geschichte der Nation sogar gesteigert bewußt sein muß, doch zu einer gemeinsamen Orientierung über den Weg gelangen kann, den sie einzuschlagen hat, und in einem damit über die Faktoren der kollektiven Erinnerung, aus denen sie dabei immer noch Kraft zu gewinnen vermag; drittens die Integration der Deutschen in ein Europa, von dem unklar ist, was in ihm die Rolle der Völker und Nationen sein wird, die sich zu ihm vereinigen, und damit auch, wie es sich verhalten wird zu dem wiedergewonnenen einen Lebenszusammenhang und zu den verwandelten Traditionen der Republik Deutschland, die doch beinahe zeitgleich mit der Integration in Europa überhaupt erst wirklich werden soll.

Niemand wird mit Bestimmtheit voraussagen können, wohin genau die drei Prozesse, die so sehr ineinander eingreifen, führen werden und führen können. So könnte man wieder empfehlen, sie einfach nur ablaufen zu lassen, und allenfalls über ihre Ergebnisse spekulieren, die sich eines Tages werden beschreiben lassen. Es bliebe dann immer noch die Freude daran, sich nach jahrzehntelanger Stagnation in den kaum bewegten Nebengewässern der Geschichte in dem Zusammenfluß gleich mehrerer Strömungen zu wissen, von denen so viel sicher zu sein scheint, daß sie zu wesentlichen Veränderungen in Lebensform und Bewußtseinslage führen werden. Doch dem steht eben entgegen, daß der rasante Wandel im Osten des Landes einen Verständigungsbedarf hervortreibt. Ihm sollte, was immer die Wirkungen auf den Prozeß des Wandels selbst sein mögen, in einer Anstrengung derer, die sich in ihrer Besinnung artikulieren können, entsprochen werden. Auch gibt es hinreichend viele Fehlentwicklungen wie etwa die Heraufkunft eines Europaverschnitts, der – neben einer vergrößerten Mobilität in der Welt der Warenproduktion und ihrer Manager – nur eine sterile Folklore von Regionen zurückläßt. Die Wortführer des extremen Föderalismus in Deutschland sind längst dabei, diesem Regionalismus, ohne Einsicht in dessen wahre Natur, das Wort zu reden. Doch so würde Europa, samt seinen noch lebendigen Kulturtraditionen, die womöglich jetzt erst in Deutschland wieder aufkommenden einbegriffen, geradewegs in eine Situation hineinsteuern, die mit der Spätphase der ausgehenden römischen Welt am ehesten zu vergleichen wäre. Das ist nur eines der Beispiele dafür, daß Übersicht und einigermaßen deutliche Vorgabe für einen Hintergrund des politischen Handelns ein Bedürfnis ist.

Die ökonomische Sanierung der Ex-DDR kann jedenfalls nicht die einzige Aufgabe sein, der beharrlich nachgegangen wird – auch dann nicht, wenn diese Sanierung den Neuaufbau der Verwaltung und des Rechtssystems einbegreift. Diese